er war überhaupt ein ungewöhnliches Gemisch von fremdartiger Ursprünglichkeit und europäischer Bildung und konnte nicht mit anderen verglichen werden.

Als Maria jetzt das Haus verließ, von Tibu bis auf die Straße begleitet, war ihr Gang und ihre Haltung elastischer und jugendlicher als vorher.

Sie trug in der Hand die kleine Reisetasche, in welcher ihre geringe Baarschaft und noch ein einfaches schwarzes Kleid war, das sie anzulegen gedachte, wenn ihr Ordensgewand ihr irgendwie unbequem werden sollte.

So stieg sie im „Deutschen Hof" ab, das Herz voll banger Erwartung, ob und wie sie ihr Kind finden werde, und doch ihr ganzes Wesen gehoben von einem neuen, noch nie empfundenen Gefühl der Kraft und Frische.

Dies letztere war die Folge des elektrischen Trankes, kein Zweifel, daß dieser Herr Inyedi, dessen Haus und Diener schon einen so märchenhaften Eindruck machten, auch wohl imstande war, mit ihr eine Reise in ein unbekanntes Land zu machen! Für unmöglich hielt Maria jetzt garnichts mehr, und sie fühlte zu dem Unbekannten schon jetzt ein tiefes, ihr selbst trostreich erscheinendes Vertrauen.

28. Kapitel.

Hildes weitere Schicksale.

Die Dame, an welche Inyedi Hilde gewiesen, war eine ruhige, brave Beamtenwittwe, welche in geordneten Verhältnissen lebte und dann und wann Töchter aus gutem Hause in Pension nahm, mehr um etwas zu thun zu haben, als um Geld zu verdienen.

Sie hatte ein freundliches, mütterliches Wesen, das Hilde höchst wohlthätig berührte und ihr Vertrauen erweckte. Bald hatte sie ihre einfache Lebensgeschichte mitgetheilt und wagte nun ihrerseits einige schüchterne Fragen nach ihrem Retter.

„Koleman Inyedi ist ein Gelehrter," sagte Frau Urbany zu ihr. „Ich weiß von ihm nichts Genaues, nur daß er ein stets bereiter Helfer für Jeden ist, der sich in Noth befindet. Er muß übrigens sehr reich sein. Einige sagen, sein Vermögen stamme aus seinen großen elektrischen und anderen Erfindungen her, andere meinen, er habe es auf australischen Gold- oder Diamantfeldern erworben."

„Er ist gut und klug!" sagte Hilde enthusiastisch. „Hoffentlich kommt er bald, um mir weiter meinen Weg zu weisen. Ich werde sicher Alles thun, was er mir anrathen wird."

Inyedi kam schon am nächsten Tage; auch ihm erzählte Hilde nun genau ihren Lebenslauf. Es entging ihr nicht, daß ihr Zuhörer die Farbe wechselte, als sie ihm ihre Heimath nannte, und rasch fragte sie, ob er diese kenne.

„O ja," sagte Inyedi mit einem schwermüthigen Lächeln, „ich habe meine Kindheit und Jugend dort verlebt; aber das ist schon so lange her — bitte erzählen Sie weiter."

Ohne Stocken und nur mit einem holden Erröthen erzählte Hilde nun von Waldemar und ihrem heimlichen Verlöbniß. — Als sie dann auf Felder zu sprechen kam, spannten sich die Züge ihres Beschützers und er sagte:

„Natürlich ist dieser Schurke es gewesen, der Ihnen das Geld in den Koffer gesteckt hat; wahrscheinlich war er auch der Mörder Ihres Pflegevaters."

„O nein!" rief Hilde aus. „Das ist doch ganz unmöglich! Niemals ist ihm mein Vater auch nur unfreundlich begegnet, es kann doch nicht sein, daß er ihn grundlos niederschoß!"

Inyedi zuckte die Achseln. Seine Menschenkenntniß sagte ihm, daß ein tückischer, verlogener und leidenschaftlicher Mensch, wie dieser Felder, zu jedem Verbrechen fähig sei, wenn der Zufall ein solches gerade nützlich für ihn erscheinen ließ.

„Ich werde es schon herausbringen," sagte er. „Während ich Sie in der Obhut von Frau Urbany zurücklasse, werde ich in Ihre Heimath reisen und dort Nachforschungen anstellen. — Danken Sie mir nicht; es ziehen mich auch ganz persönliche Interessen dahin, ich mache nicht diese Reise nur um Ihretwillen."

„Aber ich möchte mir doch inzwischen eine neue Stellung suchen", sagte Hilde zaghaft.

„Liebes Fräulein, dazu ist ja immer noch Zeit, wenn ich zurückkomme. Ihre Unkenntniß mit den Gesetzen hat Sie daran gehindert, sich unter eine Vormundschaft zu stellen, die jedoch gerichtlich vorgeschrieben ist. Ich will das bei Ihrem zuständigen heimathlichen Gericht besorgen — auch scheint es mir selbstverständlich, daß Sie Ihrem Verlobten Mittheilung von Ihrem Aufenthalt machen."

„Ich hätte es schon längst gethan," sagte Hilde, „wenn ich seine Adresse hätte; aber er soll in Berlin sein, wie ich hörte. Nach Hellfurth möchte ich einen Brief nicht gern richten, weil — weil —"

„Sie fürchten, daß die Baronin Hellfurth ihn dann in die Hände bekommen könnte," ergänzte Inyedi. „Damit haben Sie auch sehr recht, — ich kenne diese Frau und traue ihr nicht viel Gutes zu."

„Sehen Sie!" rief Hilde. „Ich ahnte schon immer dergleichen! Und nun wird sie Waldemar das Leben furchtbar schwer machen, wenn sie von mir hört — viel besser für ihn wäre 's doch, wenn ich in meiner Verborgenheit bliebe, bis er mündig ist."

Ein gerührter Blick aus Inyedis Augen traf sie. Wie unschuldig und reinen Herzens mußte dieses junge Kind selbst sein, daß es dem Geliebten eine ebenso bedingungslose Treue zutraute.

„Sagten Sie mir nicht," fragte er lächelnd, „daß Ihr Pflegevater irgendwo ein kleines Kapital für Sie angelegt hat?"

„Ja, ich glaube auf der städtischen Kasse in unserer Kreisstadt."

„Und haben Sie nicht Lust, dieses Kapital nutzbringend für sich zu verwenden?"

Hilde wurde dunkelroth.

„Es sollte — es sollte für meine Aussteuer" .... stotterte sie.

Inyedi nahm ihre Hand und sah ihr zum erstenmal wieder mit dem zwingenden Blick in die Augen wie an jenem Abend bei Frau von Szadla.

„Liebes Kind," sagte er, „über Ihre Aussteuer machen Sie sich keine Sorgen; sie haben einen unsichtbaren älteren Freund, der ohne Weib und Kinder in der Welt dasteht und nur zu glücklich sein wird, wenn Sie ihm eines Tages erlauben werden, Vaterstelle bei Ihnen zu vertreten und Sie auszustatten. — Ihr eigenes Geld könnte Ihnen aber vielleicht von großem Nutzen sein, wenn Sie es benützen wollen, noch irgend etwas zu lernen, um auf eigenen Füßen zu stehen."

„Ach, wenn ich das könnte!" rief Hilde. „Ich würde viel lieber mein Brot selbstständig verdienen, als in fremden Häusern, — aber das einzige Talent, welches ich habe, ist das für Musik."

„Nun?" lächelte Inyedi. „Scheint Ihnen das so gering?"

„Ich weiß nicht, ich habe ein einzigesmal einen berühmten Virtuosen in unserer Kreisstadt spielen hören, und damals schien es mir das Endziel aller Seligkeit, so spielen zu können, wie er. Auch pflegte Tante Helene zu sagen, daß ich es ebensoweit bringen könnte, wenn ich guten Unterricht hätte ...."

„Den sollen Sie haben," sagte Inyedi. „Sie müssen wissen, das es eine Schwäche von mir ist, Talente ausbilden zu lassen — ich bin selbst musikalisch genug, um beurtheilen zu können, ob Jemand viel oder wenig Begabung hat. Sind Sie in der Stimmung, mir etwas vorzuspielen?"

„O ja," sagte Hilde, „aber ich kann ja noch garnichts; Sie werden Nachsicht haben müssen."

Bei diesen Worten erhob sie sich und ging auf Frau Urbanys hübsches Klavier zu. Ihr blondes Köpfchen neigte sich auf die Tasten, ihre anmuthige Gestalt nahm eine korrekte, aber doch anmuthsvolle Haltung an, und ihre feinen Hände begannen das Spiel.

Wie anders flogen ihre Finger über die Tasten, als im Salon der Frau von Szadla!

Sie spielte eine Art Phantasie, welche ihr im Augenblick einfiel, allerhand Melodieen und Harmonieen durcheinanderflechtend und zu machtvollem Vortrage aufbauend.

Noch nie zuvor hatte sie so schön gespielt, und sie wunderte sich über sich selbst.

„Aber Sie sind ja schon eine Künstlerin!" rief Inyedi, als sie geendet.

„Sie spielen ja fast vollendet!"

Hilde ließ ihre Hand einige Augenblicke über ihren Augen ruhen und blickte dann verwirrt auf.

„Ich weiß nicht — aber ich glaube, nur Sie sind schuld daran, Herr Inyedi. Ich spiele sonst nicht so gut."

„Aber in der That, mein Kind, wenn Sie bei einem tüchtigen Lehrer auch nur ein Jahr lang streng üben, kann man Ihnen eine höchst erfolgreiche Konzerttournee versprechen. Und bei einer solchen, geschickt eingerichteten Tournee wiederum können Sie mehr Geld verdienen, als vermuthlich Ihr ganzes, kleines Kapital beträgt."

Hildes Augen strahlten. Oh, welch ein Glück mußte es sein, Künstlerin sein zu dürfen, wenn auch nur für wenige Jahre, und auf eigenen Füßen zu stehen — selbstständig — nicht gezwungen, den Launen einer „Herrschaft" zu folgen!

Fast wäre sie ihrem guten Helfer um den Hals gefallen, der ihr so oft den Eindruck eines alten Mannes machte, nur ein Gedanke that ihrem Jubel Einhalt und das war der an Waldemar.

Wie würde er ihren neuen Plan auffassen? Würde er sie nicht hindern wollen an die Oeffentlichkeit zu treten, da er sie doch in wenigen Jahren heimzuführen dachte?

Aber das durfte er doch nicht; er konnte sie nicht zurückhalten, sich auf eine ehrbare und erhabene Weise selbstständig zu machen — nein, nein!

Wie eine schwere Wolke zog an ihrer Erinnerung jenes Bild vorüber, das sie in München gesehen — wie er mit der schönen Amazone davonritt. Zugleich klang die Verleumdung in ihrem Ohr wieder, die Felix Semmering ausgesprochen — hatte er nicht die schöne Dame Waldemars Geliebte genannt?

Wenn das auch denkbar war, — wenn Waldemar vielleicht einmal in das freie Leben hinausgeschleudert, seine kindliche Braut vergaß?

Sie wurde roth und blaß bei der bloßen Vorstellung, schämte sich aber zugleich so ihres Zweifels, daß sie mit großen Thränen in den Augen dasaß, ein Bild kindlichen Kummers.

Es war, als könne Inyedi in ihrer Seele lesen, denn er erhob sich und reichte ihr die Hand.

„Trauen Sie mir zu, daß ich Ihnen die unbedingte Wahrheit über alles in der Heimath berichten werde? Auch wenn ich weiß, daß es Ihnen Schmerz bereiten würde?"

„Ja," sagte Hilde warm, „das traue ich Ihnen zu."

„Gut. Ich reise morgen und werde Ihnen so bald wie möglich schreiben. Versprechen Sie mir dagegen, daß Sie hier nur mit Frau Urbany ausgehen und auf keinerlei Anerbietungen oder Versprechungen hin Pest verlassen werden?"

„Gewiß verspreche ich Ihnen das, aber wie sollte so etwas auch nur möglich sein — niemand weiß ja, daß ich hier bin."

„Dessen können Sie nicht so sicher sein. Jedenfalls werde ich nun beruhigt fortreisen. Leben Sie wohl, mein Kind, und bauen Sie darauf, daß Gott zuletzt immer alles zum guten Ende führt!"

Er ging und ließ Hilde vollkommen ruhig und froh zurück. Sie war dem Himmel im tiefsten Herzen dankbar dafür, einen so thatkräftigen Freund gefunden zu haben, der alle ihre Angelegenheiten auf's Beste führen konnte.

Auf sein Anrathen hatte sie das im Koffer gefundene Geld in einem eingeschriebenen Briefe an den Oberförster geschickt und dazu eine umständliche Darstellung geschrieben, wie und wo sie es entdeckt hatte.

Sie wußte, der alte Herr würde ihr glauben, und gewiß würde er auch Waldemar nun recht genau Alles erzählen, der ja doch zu den Sommerferien nach Haus kommen mußte; dann stand es bei ihm, ob er an sie schreiben oder gar — sie aufsuchen wollte! Das Blut stockte ihr in freudigem Schrecken bei diesem Gedanken. Ach, sie hatte ja ihre Seele, ihr junges Herz für alle Ewigkeit dem Geliebten geschenkt, der für sie der Inbegriff alles Edlen und Männlichen war!

Hätte sie nur ein Bild von ihm besessen! Allein als Kinder hatten sie an dergleichen nicht gedacht und später — ja später war die Liebe und die Erkenntniß dieser Liebe über sie gekommen wie ein Sturzbach.

Sie brauchte ja freilich ein solches äußeres Erinnerungszeichen nicht. Wenn sie die Augen schloß, sah sie Waldemar deutlich vor sich stehen, so jung und schlank und mit den guten, treuen Augen voll heißer Zärtlichkeit auf sie niederblickend. Sie vermeinte, seinen Kuß zu fühlen und das Schlagen seines Herzens zu spüren wie damals in der unvergeßlichen Stunde des seligsten Findens und zugleich Abschiednehmens. —

Ohne noch viel zu sprechen, nachdem Inyedi sie verlassen, zog sich Hilde auf ihr Zimmer zurück, das einfach und klein, doch so unendlich verschieden von dem verwahrlosten Raum aussah, in dem sie bei Frau von Szadla hatte hausen müssen.

Als sie am nächsten Vormittag von einem Ausgange mit Frau Urbany zurückkam, fand sie in ihrem Zimmer ein schönes Piano, „auf Ordre des Herrn Inyedi" von einem Klaviermagazin hingesandt.

Jubelnd begann Hilde auf der Stelle zu üben und hätte stundenlang nicht aufgehört, wenn ihre neue Pflegemutter sie nicht in liebevoller Sorge davon abgehalten hätte.

Die nächsten Tage verliefen ereignißlos; am Sonntag aber sollte ihr etwas ganz Unerwartetes begegnen.

Mit Frau Urbany an den herrlichen Flußufern promenirend, hörte sie etwas zerstreut zu, wie diese ihr kleine Züge aus ihrem Leben erzählte, die ihr selbst wichtig und interessant erscheinen mochten, für die junge Deutsche aber wenig Reiz besaßen.

Sehnsüchtig blickte Hilde den großen Schiffen nach, die stromauf fuhren, in der Richtung nach der geliebten Heimath; oder sie sah in den kleinen Booten die vielen Liebespaare lustfahren, die Magyaren mit ihren hübschen, männlichen Gesichtern und die blühenden Mädchen mit den Feueraugen.

Es war ihr fast eine Erleichterung, als ihre Begleiterin eine Bekannte traf, mit der sie stehen blieb, während Hilde einige Schritte weiter ging.

Das Menschengewühl war hier besonders stark, denn man befand sich in der Nähe der berühmten Heiligenbrücke, wo Einheimische und Fremde spazieren zu gehen pflegten.

Plötzlich fühlte sie sich scharf fixirt und aufblickend, gewahrte sie den Grafen Ötöfy und den Rittmeister, die beiden Bekannten von der Soiree der Baronin Szadla.

Die Herren waren diesmal in Uniform, und deshalb durfte Hilde annehmen, daß sie sich nicht so dreist benehmen würden wie damals. Auch grüßten sie höchst respektvoll, traten aber auch zugleich heran, um sie anzureden.

„Welche Freude, Sie wiederzusehen!" rief der Rittmeister in seiner gewohnten sieghaften Weise. „Wir fürchteten schon, Sie hätten Pest verlassen!"

Hilde wollte mit einer leichten Neigung des Hauptes vorübergehen, allein das ließ der Graf nicht zu, der, ungeachtet des Menschenstroms, wie eine Mauer vor ihr stand.

„Dürfen wir nicht Ihre Adresse erfahren, verehrtestes Fräulein?" sagte er mit einem Versuch, ehrerbietig zu erscheinen. „Sie sollen deshalb gewiß nicht belästigt werden."

Hilde wollte sich ohne ein Wort der Erwiderung zu ihrer Beschützerin zurückwenden, allein es staute sich in diesem Augenblick gerade ein Knäuel von Spaziergängern dort, und sie mußte einen Moment warten.

In dieser Sekunde traf ein anderer stechender Blick den ihren, und sie gewahrte Herrn Felix Semmering, der augenscheinlich schon gesehen haben mußte, wie die beiden Offiziere sie angeredet hatten.

Mit einem spöttischen Lächeln und einem sprechenden Streifblick auf die beiden Herren lüftete er leicht den Hut und verlor sich gleich darauf im Straßengewühl.

Hilde hätte weinen mögen vor Zorn und Beschämung. Es hatte ein so beleidigender Verdacht in Semmerings Miene gelegen, daß gar kein Zweifel über seine Gedanken möglich war.

Und er war Waldemars Freund; behauptete wenigstens, es zu sein. Sicherlich konnte es zu nichts Gutem führen, wenn er ihm von diesem Zusammentreffen erzählte!

Doch nur eine Sekunde störte sie diese Idee, gleich darauf hob sie stolz das Köpfchen; Waldemar durfte ebenso wenig an ihr zweifeln wie sie an ihm!

— Sie erreichte jetzt mit wenigen Schritten Frau Urbany und nahm deren Arm, so den beiden ihr folgenden Herren zeigend, daß sie nicht ohne Schutz sei.

„Dort haben mich zwei Kavaliere aus Frau Szadlas Salon angesprochen," flüsterte sie ihr zu, „ich möchte nicht gern, daß sie meine Adresse erfahren, — aber sie folgen uns."

„So?" sagte Frau Urbany ruhig. „Ach, das wollen wir ihnen bald austreiben."

Sie ging resolut mit Hilde die Straße entlang bis zu einem Volks-Vergnügungslokal, wohinein ihnen die Herren in Uniform nicht folgen konnten.

Das Lokal aber hatte noch einen zweiten Ausgang, und ohne sich aufzuhalten, verließen die beiden Damen dasselbe wieder auf der anderen Seite, nahmen dort einen Fiaker und fuhren nach Haus.

Vor ihrem Hause aber stand wartend kein Anderer als wiederum Felix Semmering, der diesmal grüßend herantrat.

„So sehen wir uns also im schönen Ungarland wieder, Fräulein Werner!" sagte er mit süßlichem Lächeln. „Das ist mir eine besondere Freude! Wissen Sie auch, daß ich Ihnen etwas mitzutheilen habe?"

Hilde zögerte. Am liebsten hätte sie dem zudringlichen Menschen den Rücken gekehrt, aber er kam aus der Heimath — konnte er ihr nicht vielleicht wichtige Nachrichten bringen?

Da sie ihn fragend anblickte, sagte er zögernd:

„Es wird Ihnen allerdings nicht angenehm sein — aber schließlich sind Sie doch die Erste, die es wissen sollte — Baron Hellfurth wohnt seit vierzehn Tagen in der Villa der Donna Carmen."

„Donna Carmen?"

Die schneebleichen, zitternden Lippen des jungen Mädchens, die diese Frage stellten, flößten ihm kein Mitleid ein, denn er fuhr fort:

„Es ist, wie ich sage. Donna Carmen, — die schöne Dame, mit welcher Sie ihn reiten sahen, hat ihren mannigfachen Verehrern gar kein Geheimniß aus ihrem Logirgast gemacht; die ganze Stadt weiß es. Falls Sie mir übrigens nicht glauben sollten — sehen Sie her, welchen schriftlichen Bescheid ich von Waldemars Diener erhielt, als ich ihm einen Besuch in seiner Wohnung machen wollte und vorher anfragen ließ, ob er zu Hause sei."

(Fortsetzung folgt.)

Der „fliegende Holländer".

Novellistische Skizze von Heinrich Schmidt.

Ueber die See strich eine linde Brise. Wir saßen in unseren Stühlen auf dem Promenaden-Deck, über uns den leuchtenden Sternenhimmel, vor uns die dunklen Wellen, auf die phosphoreszirende Lichter fielen. Aus dem Salon klangen abgerissene Musiktöne, dazwischen Frauenlachen und Gläserklirren. Dazu stampfte die Maschine und die Wellen sangen ihr monotones, ewiges Lied.

Ich hatte den Tag verbracht, wie man auf einem Ozeandampfer die Zeit todtschlägt. Frühstück, Morgenpromenade, etwas Flirt, ein wenig Lektüre, Kartenspiel und Shovelboard, bischen Musik, und Essen und wieder Essen — so schwinden die Stunden. Nach dem Souper ein nettes Plauderstündchen mit der hübschen, kleinen Amerikanerin, dann mit einem jovialen Reisegenossen ein Fläschchen „Bernkastler Doktor", und nun, die glimmende Havanna zwischen den Lippen, ein beschauliches, gedankenloses Hinausstarren auf die endlose Wasserwüste. Was kann es Schöneres geben? Der Alltag mit seinen Sorgen liegt weit zurück, auf schwankem Brette gleiten wir durch den Weltraum, losgelöst von Zeit und Ort.

Mein Nachbar räuspert sich. Fast hätte ich ihn vergessen, vergessen mit allem um mich her. Und das wäre Unrecht gewesen. Denn ich bin der einzige unter den Passagieren, den der alte Vanderstraaten bisher hie und da einer Ansprache gewürdigt hat.

Er ist ein schnurriger Geselle. Den „fliegenden Holländer" haben ihn einige muthwillige junge Leute getauft, weil er so oft ruhelos, den weiten Mantel im Winde hinter sich herflatternd, auf Deck hin- und hereilt. Er ist groß, von schmächtiger Gestalt, sein Gesicht gelb, die Haut ledern und von tiefen Furchen durchzogen, wie das Antlitz einer ägyptischen Mumie. Die Wangen umsäumt ein rothblonder Bart, stark mit weißen Haaren durchzogen, über den schmalen Lippen steht, wie ein Schnabel, eine kräftige Hakennase, und drüber leuchten zwei hellgraue Augen, hart wie Stahl und klar wie ein Wassertropfen. Wie alt er wohl war? Er mochte 50 Jahre zählen, konnte aber ebensogut die 60 weit überschritten haben.

Er kam aus dem Westen der Ver. Staaten, irgendwo in Ohio war er zu Hause, dort hatte er sich als Farmer ein kleines Vermögen erworben. Nun war die Farm verkauft, und er reiste nach Holland, um nach 35jähriger Abwesenheit die Heimath wiederzusehen.

Die Heimath! Ich sah in Gedanken das putzige holländische Städtchen vor mir, die „spotless town" mit den niederen Häuschen, den blitzblanken Butzenscheiben, alle mit blüthenweißen Gardinen geschmückt, mit Topfpflanzen auf den Fensterbrettern, sah die von linder Luft bewegten, wogenden Tulpenfelder, die Windmühlen, die aus der weiten Ebene heraus gespenstisch die langen Flügel gen Himmel reckten, und ich sah den „fliegenden Holländer", wie er gravitätisch durch die stillen Straßen stelzte. Das Bild hatte etwas Idyllisches, etwas, das in die heutige Welt nicht recht passen wollte ...

Ich wandte mich an meinen schweigsamen Nachbar und sprach mit ihm, über was man so spricht, von den Wetteraussichten, von unserer Fahrt und dem Reiseziele. Ich erzählte, daß in der österreichischen Waldheimath ein von schwerer Krankheit heimgesuchter Vater, ein von Sorge gebeugtes liebes Mütterlein meiner mit Sehnsucht harrten.

Er nickte ein paarmal, dann sagte er kurz und unvermittelt:

„Ich beneide Sie! Es muß schön sein, von Jemand erwartet zu werden!"

Und nach einer Pause setzte er hinzu:

„So dachte auch ich einst in die Heimath zurückzukehren. Aber nicht allein, sondern mit Weib und Kind."

Wieder schwieg er eine Weile und starrte auf's Meer hinaus. Dann fuhr er fast grollend fort:

„Weiß Gott, mir geht es anders wie Euch andern Menschen. Je näher Ihr der Heimath kommt, desto größer wird Euer Sehnen. In mir aber wächst mit jedem Tage die Angst vor der Stunde, da ich das Schiff verlassen muß."

Ich mochte dem Alten etwas verständnißlos in's Gesicht geblickt haben. Er beeilte sich, zu erklären:

„Sehen Sie, wenn ein Mensch mit Allem fertig ist und sein ganzes Hoffen und Wünschen auf eine einzige Karte setzt, dann packt ihn schließlich bange Furcht vor der Entscheidung. Für mich ist die Heimath das Einzige, das mir das Leben noch gelassen hat. Und ich werde die Angst nicht los, auch das zu verlieren, oder schon verloren zu haben."

„So gedenken Sie, in Holland zu bleiben?" fragte ich, um überhaupt etwas zu sagen. Mich überkam plötzlich ein tiefes Mitgefühl mit dem Manne, dessen Leben an einem kleinen Fleckchen Erde hing.

Der „fliegende Holländer" blieb mir die Antwort schuldig. Er war aufgestanden und that einige große Schritte hin und her. Dann setzte er sich wieder an meine Seite.

„Hätte mir's nicht träumen lassen," sagte er mit rauher Stimme, „daß mir das Nest da drüben noch 'mal so theuer wird. Hab's wahrlich einst leichten Herzens verlassen. Aber das ist nun 35 Jahre her. Damals war ich ein junger Kerl und zog mit meiner Antje in die Welt, voll Glück und Hoffnung und nur zu gern bereit, die Heimath nicht einmal, nein zehn- und hundertmal für das Mädel aufzugeben. Was focht mich an? Ich nahm ja mit ihr alles Gute, alle Schönheit und Liebe, aus der Heimath mit. Die anderen hatten uns das Scheiden nicht schwer gemacht. Das Mädel hatten sie verläumdet, sie zur Dirne, mich zum Thunichtgut gestempelt, und all' ihr Sinnen und Trachten war's, uns auseinanderzubringen. Warum? Weil uns das Blut so heiß in den Adern rollte, weil das Geld zum Heirathen gefehlt und wir nicht gewartet hatten, bis der Herr Pastor unserer Liebe seinen Segen gegeben. So gingen wir eben. Man hat uns keine Thränen nachgeweint, nein, wahrlich nicht. Meine Brüder waren froh, das schwarze Schaf der Familie los zu sein, und Antje stand allein in der Welt, die hatte Niemand, als mich allein.

„Sechs Wochen dauerte die Fahrt. Wir landeten in New York und wurden nun dort auch nach Recht und Gesetz Mann und Weib. Es war eine schöne Zeit! Freilich, es hieß die Hände regen; oft waren mir alle Glieder des Abends wie zerschlagen und dazu gar nicht selten Schmalhans Küchenmeister. Aber das merkt man ja kaum an der Seite eines braven Weibes, das mit seiner Liebe alle Unbill der Welt tausendfältig aufwiegt. Damals war ich glücklich, Herr, und für allen Reichthum wär' mir dies Glück nicht feil gewesen."

„Bald waren wir zu Dritt. Meine Frau hatte mir ein Mädel geschenkt, ein liebes, pausbackiges Ding, das wie die Mutter Antje hieß. Dann kamen auch bessere Tage. Wir waren nach dem Westen gezogen, wo damals, nach dem Kriege, für Leute mit kräftigen Fäusten gute Chancen waren. Es dauerte gar nicht lange und wir hatten unseren eigenen kleinen Besitz. Zu dem Mädel kam ein kleiner Junge, unser Jan. Die Kinder wuchsen prächtig 'ran, die Ernten gediehen, was ich anpackte, nahm ein gutes Ende, wir standen in des lieben Herrgotts Schutz und Schirm.

„So ging die Zeit. Da brach plötzlich, unvermittelt das Unglück herein! Unser Mädel, die Antje, war herangewachsen, sie war 'ne hübsche, junge Dirn' geworden, nur das Blut, das rollte zu heiß in ihren Adern. Was soll ich sagen, eines Tages war sie auf und davon. Bei Nacht und Nebel war sie mit einem Komödianten durchgegangen."

Der Alte schwieg eine Weile, dann seufzte er schwer und fuhr leise fort:

„Das war ein schwerer Schlag! Die Mutter traf's an ihrem Lebensmark. Aber das Mädel," — seine Stimme wurde hart, — „das Mädel war mein Kind nicht mehr. Ihre Briefe hab' ich ungeöffnet zurückgeschickt und als sie selber kam, wies ich sie von der Schwelle. Mein Haus sollte rein bleiben. Für mich war sie todt, — und ich weiß nicht, will's nicht wissen, was aus ihr noch geworden ist."

Stolz und kalt, fast herausfordernd blitzten mich die grauen Augen an. Aber ich schwieg. Und er erzählte weiter:

„Am Herzen der Mutter fraß der Gram. Sie wurde müde und alt. Aber ich — ich hatte den Jungen noch. Ich liebte ihn nun als mein einzig' Kind. Und er vergalt mir meine Sorge. Ein schöner kräftiger Bursche war's, mit derben Augen, mit einem Herzen, treu wie Gold, und einer Seele voll Begeisterung. Ja, er war leicht begeistert und das Feuer der Jugend sollte auch ihm zum Verhängniß werden.

„Er war zum Manne herangereift und wir hatten selten über meine und seiner Mutter Heimath gesprochen. Als aber die Nachricht kam, daß die britischen Söldnerschaaren wie Räuber unsere Brüder im fernen Südafrika überfallen hatten, da packte auch mich der Zorn. Blut ist dicker als Wasser, Herr, und auch mein Sohn war ein Holländer. Bald gab's kein Halten mehr! Die Thränen der Mutter, das Schelten und die Bitten des Vaters, alles war umsonst. Mit den Freiwilligen anderer Länder, mit den Abenteurern, die nichts zu verlieren hatten und jungen Brauseköpfen, die der Kriegsruhm lockte, zog mein Sohn in's Transvaal."

Der unglückliche Vater fuhr sich langsam über die Augen, ehe er weiter sprach.

„Zwei-, dreimal schrieb er uns aus dem Felde. Kleine Zettel, irgendwo während der Rast hastig mit einigen lieben, fröhlichen Worten bekritzelt. Dazwischen blieben wir Monate lang ohne Nachricht. Dann kam noch ein Brief, von fremder Hand geschrieben. Mein Junge und ein Kamerad hatten sich gegenseitig das Wort gegeben, daß der Ueberlebende die Angehörigen verständige, wenn der Freund auf der Wahlstatt blieb. Und der Kamerad erfüllte seine traurige Pflicht."

Lautes Schluchzen erstickte des Alten Stimme. Und auch mich packte die Bewegung, als es wie eine grauenvolle Anklage aus seinem Munde kam:

„Mein Junge war todt! Aber nicht in offener Schlacht, Aug' in Auge mit dem Feinde, war er gefallen. Bei einem Patrouilleritt hatten ihn die feigen Hunde aus dem Hinterhalt in den Rücken geschossen, wie man nach einem Hasen schießt!!"

Vanderstraaten weinte laut vor sich hin. Dann sprang er auf, durchmaß mit raschen Schritten das Promenadedeck und kehrte zu mir zurück

„Ich habe Ihnen — ich weiß nicht, warum — nun so viel erzählt", sprach er mit ruhiger Stimme, „daß mir wenig mehr zu sagen übrig bleibt. Meine Frau trug's noch ein halbes Jahr, dann legte sie sich hin und starb. Und ich blieb allein, mutterseelenallein auf Gottes weiter Welt. Umsonst hatte ich ein Leben lang gearbeitet, hatte gedarbt und gesorgt für meine Lieben, nun ist Niemand da, der die Früchte meiner Arbeit genießen kann. Mein Glück, daß ich so fest begründet glaubte, ist zusammengebrochen, wie ein Kartenhaus, in das ein Luftzug fährt.

„Eine Zeitlang habe ich's noch mitgemacht, die Gewohnheit hielt mich aufrecht. Dann wurde mir's auf meiner Farm, wo mich jeder Winkel an die Vergangenheit mahnte, immer unerträglicher. Und in gleichem Maße wuchs die Sehnsucht nach der alten Heimath. Erklären kann ich das schwer. Aber der Gedanke ließ mich schließlich nicht los, daß ich dort, wo ich als Kind gespielt, wo ich meine Antje lieben lernte, stillen Frieden für meine letzten Tage finden werde. So verkaufte ich mein Besitzthum und entschloß mich zur Europa-Reise.

„Ob ich damit gut gethan? Manchmal frage ich mich, warum ich dieses Leben überhaupt weiterlebe? Aber wir Holländer sind ein zähes Volk, wir haben Pflichtgefühl und Gottvertrauen! Wer weiß, vielleicht fügt's der Herr, daß ich in der Heimath ruhiger werde. Daß ich einmal mit stiller Trauer, aber ohne Verzweiflung an das Vergangene denken kann. Dann will ich nach Amerika zurückkehren, um an Antje's Seite begraben zu werden."

Ich sagte ihm einige tröstende Worte und er drückte mir warm die Hand.

Dann kam der Deck-Steward und klappte unsere Stühle zusammen. Die Lichter erloschen und nur aus dem Rauchsalon tönte noch Gläsergeklirr und helles Lachen ...

Da suchten wir unser Lager auf.

* * *

Ich habe in jener Nacht wenig geschlafen. Die Geschichte des alten Vanderstraaten wollte mir nicht aus dem Sinn. Wieder sah ich im Geiste seine Heimath, die Spotleß Town mit den putzigen Häuschen, den blitzblanken Scheiben mit den blüthenweißen Gardinen, den Blumentöpfen auf den Fensterbrettern; hier das Tulpenfeld, dort die gespenstisch gen Himmel gereckten Windmühlenflügel. Und durch die Straßen zog mit stelzendem Schritt und suchendem Blick der „fliegende Holländer", den weiten Mantel im Winde hinter sich herflatternd ...

Aber das Bild hatte nichts von einer Idylle mehr. Es stellte einen Menschen dar, dem das Leben tiefe Wunden schlug und der vergeblich nach dem Zauberkräutlein „Vergessenheit" forschte, sie zu heilen,

* * *

Wieder gingen die Tage hin in süßem Nichtsthun und gedankenloser Tändelei. Nur wenn ich Vanderstraaten sah, wurde mir beklommen zu Muthe. Doch er wich mir mit Eifer aus. Es schien ihm leid zu thun, mir seine Schicksale vertraut zu haben.

Er wurde immer wunderlicher, immer ruheloser. Stundenlang lief er planlos hin und her, ohne Augen auf seine Umgebung. Die Jungen machten dumme Witze über den „fliegenden Holländer", manch' Alter schüttelte besorgt den Kopf.

* * *

Bald sind wir am Ziele. Schon sahen wir einen Theil der englischen Küste, schmutzig-graue Kreidefelsen, die fast schroff ins Meer abfallen. Sie tauchten allmählich aus dem Nebel und verschwanden langsam, nun geht es wieder weiter in grauer Unendlichkeit.

Wir haben am Schlusse unserer Fahrt noch recht schlechtes Wetter. Die See wirft kurze Wellen, aus den tiefhängenden Wolken rieselt der Regen, über den Wogen flattern dichte Nebelschwaden. Fast ununterbrochen heult in schauerlichen Tönen die Sirene, dazwischen gellt Möwengekreisch und läutet mit hartem Klange das Gong.

Trotz der Wetterunbill füllt das Deck eine freudig erregte Menge. Die Nähe des europäischen Festlandes wirkt elektrisirend auf jede einzelne Person, alles bebt vor verhaltener Erwartung.

Neben mir steht die hübsche junge Amerikanerin. Etwas wie Bedauern befällt mich, die angenehme Zwangslosigkeit des gesellschaftlichen Verkehrs auf dem Schiffe schon morgen entbehren zu müssen.

Da trifft eine rauhe Stimme mein Ohr. Der „fliegende Holländer" ist an meine Seite getreten.

„Wie sie alle glücklich sind, wie sie sich freuen! Es ist gräßlich, Herr, als Fremder in die Heimath zurückzukehren, von Niemand erwartet, von Keinem gekannt! Was soll ich dort? Ich weiß es jetzt, die weite Reise war umsonst. Auch die Heimath wird mir keinen Frieden geben!"

Ich will erwidern, doch er ist schon wieder verschwunden. Vergebens bemühe ich mich, ihn in dem Menschenknäuel zu entdecken. — —

Da — ein schweres Aufklatschen auf das Wasser, ein vielstimmiger Ruf, ein einziger entsetzter Schrei, eine gellende Stimme:

„Mann über Bord!"

Von der Kommandobrücke schrillen Pfeifensignale, Matrosen rasen nach vorne, ein Rettungsbot wird flott gemacht, die Taue knarren, und mit einem plötzlichen Ruck kommt die Maschine zum Stillstand.

Die bunte Menschenmenge ist wie betäubt, als wäre ein Blitzstrahl unter sie gefahren. Dann kommt Leben in die Masse. Schreiend, schiebend, stoßend drängt sich alles, Männer, Frauen und Kinder, in wildem Wirrwarr.

Dort hinten hängt ein Mantel an der Railing, und da — auf den Wellen — ein kleiner, schwarzer Punkt ...

Das Schiff dreht bei. Aechzend bewegt sich der Koloß in weitem Kreise.

Doch man sieht nichts mehr. Nur kurze, hellgrüne Wogen schäumen, gekrönt von weißem Gischt. Und Möven kreischen und aufgeregte Stimmen schallen.

Von der Railing weht der Mantel, der sich dorten festgehakt, wie eine Trauerfahne.

* * *

Das war das Ende des „fliegenden Holländers". Das Meer hält fest, was sich ihm so willig als Beute gab. Der alte Vanderstraaten fand, was er suchte, die Heimath, die ihm Ruhe, Frieden und Vergessen brachte ...

Unser Dampfer fährt im alten Kurs. Und die Tischglocke ruft die Passagiere zum Diner — —

Ueber dem letzten Akt einer Tragödie menschlichen Seins ist der Vorhang gefallen.

Und darüber hinweg geht mit ehernem Schritt das Leben seinen altgewohnten Weg.

Ein Schlaukopf.

Wirth (bei einer Wählerversammlung dem Redner zuflüsternd): „Herr Doktor, reden S' nur noch eine Weile, ich hab' noch eine Menge Bier im Fasse!"

*

Allerdings.

„Was, Du brauchst zum Heimweg von der Kneipe eine Stunde? Die Straße ist doch nur einen Kilometer lang!" — „Aber, Du mußt doch auch die Breite rechnen!"

*

Maßstab.

„Wieviel Kaffee brauchen Sie bei so einem Kaffeekränzchen?"

„Kommt ganz auf die — Neuigkeiten an!"

*

Variante.

Wenn Du noch eine Tante hast,
Die reich und ohne Leibeserben,
So sagt gewiß die Klugheit Dir,
Daß Du's „mit ihr nicht darfst verderben."

*

Verschnappt.

Sonntagsreiter (mit seinem kleinen Neffen im zoologischen Garten): „Siehst Du, Hänschen, dort sind Löwen, Tiger, Bären, — alles wilde Bestien; aber das furchtbarste Thier bleibt das Reitpferd!"

*

Wenn Frauen

die Macht über die Männer verloren haben, dann versuchen sie es mit der Ohnmacht.

*

Bittere Täuschung.

„... Kannten gnädige Frau Ihren Herrn Gemahl schon lange vor Ihrer Hochzeit?" — „Ja — ich glaubte es wenigstens!"

Ein guter Rath.

„Sieht Adele in ihrem Maskenkostüme nicht reizend aus?"

„Gewiß, ich habe ihr gerathen, stets die Larve zu tragen."

*

Gegenseitigkeit.

„Wie hast Du Dein englisches Examen bestanden?"

„Ausgezeichnet; der englische Examinator wurde plötzlich krank und durch den französischen ersetzt, der hatte noch mehr Angst vor mir, als ich vor ihm."

*

Fortschritt.

Fremder: „Wie ich sehe, ist der Kirchhof erheblich vergrößert worden."

Ortsschulze: „Ei jo, mer sein jetzt ä Kurort."